

KRIEG

KRIEGSWERKZEUG

ERNST JÜNGERS „IN STAHLGEWITTERN“

HELMUTH KIESEL

Kriegsverherrlichung eines begeisterten Soldaten oder dezidierte und damit abschreckende Beschreibung des blutigen Kriegshandwerks? Ernst Jüngers Selbstzeugnis „In Stahlgewittern“, das 1920 erstmals publiziert wurde, ist ebenso umstritten wie berühmt. Die sieben immer wieder überarbeiteten Fassungen des Buches offenbaren Jüngers lebenslange Auseinandersetzung mit dem Ersten Weltkrieg – und seinen sich wandelnden Blick auf das grausame Geschehen.

N

Neben Erich Maria Remarques pazifistisch intendiertem Kriegsroman „Im Westen nichts Neues“ von 1929 ist Ernst Jüngers Kriegsbericht „In Stahlgewittern“ das bekannteste deutsche Kriegsbuch. Die Titelmetapher, die vermutlich nicht von Jünger selbst geprägt, sondern von dem damals angesehenen Romancier Hermann Stehr übernommen wurde, hat mit dem Buch internationale Verbreitung gefunden und ist wahrscheinlich die am häufigsten verwendete Kurzformel für das Inferno des Ersten Weltkrieges mit seinen beispiellosen Materialschlachten. Die internationale Rezeption begann bald mit Übersetzungen ins Spanische (1922), Englische (1929) und Französische (1930); weitere zwölf Übersetzungen in andere europäische Sprachen folgten. Der französische Schriftsteller André Gide notierte im Dezember 1942 nach der Lektüre in seinem Journal:

„Le livre d'Ernst Jünger sur la guerre de 14, ‚Orages d'Acier‘, est incontestablement le plus beau livre de guerre que j'aie lu; d'une bonne foi, d'une véracité, d'une honnêteté parfaite.“

Der Übersetzer einer neuen englisch-amerikanischen Ausgabe von 2012 eröffnete seine Einleitung mit dem Satz:

„‘Storm of Steel’ is one of the great books of World War I, if not the greatest.“

In Deutschland selbst wird Jüngers Kriegsbuch weniger rühmend genannt. Hier verwendet man zu seiner wertenden Charakterisierung vorzugsweise die Attribute „umstritten“ und „berühmt-berüchtigt“. Das ist vor allem auf zwei Faktoren zurückzuführen:

Zum einen sind die „Stahlgewitter“ das Dokument eines Krieges, an den man sich in Deutschland anders als in anderen europäischen Ländern sehr ungern erinnert, und zwar nicht nur, weil er für Deutschland in einem Desaster endete. Vielmehr mussten es sich die Deutschen ja auch gefallen lassen, dass ihnen mit dem Paragraphen 231 des Friedensvertrags von Versailles und mit der begleitenden „Mantelnote“ der Alliierten – wohl zu Unrecht, wie die gegenwärtige internationale Historiographie zeigt – die Alleinschuld am Ersten Weltkrieg angelastet wurde. Damit wurden sie für einen Krieg verantwortlich gemacht, der, wie es in der „Mantelnote“ heißt, das „größte Verbrechen gegen die Menschheit und gegen die Freiheit der Völker“ war, „welches eine sich für zivilisiert ausgebende Nation jemals mit Bewusstsein begangen hat“.

Und nicht genug damit: Der Erste Weltkrieg gilt nach dem viel zitierten Wort des amerikanischen Historikers George F. Kennan als die „Urkatastrophe“ des 20. Jahrhunderts, aus der alle weiteren Katastrophen hervorgegangen sein



PROF. DR. HELMUTH KIESEL wurde 1991 auf den Lehrstuhl für Neuere deutsche Literaturgeschichte mit dem Schwerpunkt Literarische Moderne an die Universität Heidelberg berufen. Zuvor war er als Gastdozent in St. Louis/Missouri (USA) tätig und hatte eine erste Professur in Bamberg inne. Helmut Kiesel's Forschungsschwerpunkt ist die deutsche Literatur der Weltkriegszeit (1914–1945) im europäischen Kontext. 2010 publizierte er Ernst Jüngers „Kriegstagebuch 1914–1918“ und 2013 das darauf basierte Kriegsbuch „In Stahlgewittern“ in einer „historisch-kritischen Ausgabe“. Die Arbeit an beiden Editionen wurde durch die Fritz-Thyssen-Stiftung gefördert.

Kontakt: helmuth.kiesel@gs.uni-heidelberg.de

„Die Stahlgewitter sind das Dokument eines Krieges, an den man sich in Deutschland sehr ungern erinnert.“

sollen. Die „bellizistischen“ „Stahlgewitter“, die immer wieder in neuen und modifizierten Auflagen – darunter 1924 in einer als „nationalistisch“ bezeichneten – erschienen, sollen in diesem unheilvollen Zusammenhang eine stimulierende Rolle gespielt haben.

Damit ist der zweite Faktor genannt: Die „Stahlgewitter“ sind in der Tat ein intentional „bellizistisches“ Buch. Der 1895 in Heidelberg geborene Verfasser, der sich als Abiturient nach der Ausrufung der Mobilmachung sofort freiwillig zum Kriegsdienst gemeldet hatte und während des Krieges zum Leutnant aufgestiegen war, vertrat mit den „Stahlgewittern“ und anderen Kriegsschriften die Meinung, dass Kampf prinzipiell zum Leben gehöre und Krieg ein nie zu eliminierender Modus des menschlichen Zusammenlebens und der geschichtlichen Entwicklung sei. Daraus folgte für ihn, dass er den Krieg nicht einfach verurteilte, sondern als Gegebenheit hinnahm und als Moment der Bewährung betrachtete, ja glorifizierte. Die „Stahlgewitter“ sollten ein Heldenbuch und ein Bekenntnis zum Kriegseinsatz sein. Sie sollten zeigen, dass der Verfasser und zahllose Kameraden sich in diesem keineswegs verbrecherischen „Großen Krieg“ sowohl heldenhaft als auch ehrenhaft geschlagen hatten; die Alleinschuldthese hat Jünger nie akzeptiert.

Bei all dem sind die „Stahlgewitter“ zunächst einmal ein fast einzigartiges Selbstzeugnis aus dem Ersten Weltkrieg. Als sie 1920 erstmals erschienen, trugen sie den Untertitel „Aus dem Tagebuch eines Stoßtruppführers“, und in der Tat beruhen sie auf einem Tagebuch, das Jünger vom Beginn seines Kriegseinsatzes am 30. Dezember 1914 bis zu seiner letzten Verwundung Ende August 1918 kontinuierlich führte. Es gibt kein anderes Front-Tagebuch von ähnlicher zeitlicher Länge und Dichte der Eintragungen, und da es in Jüngers Nachlass im Deutschen Literaturarchiv Marbach einsehbar ist (und seit 2010 im Druck vorliegt), kann man den Realitätsgehalt der „Stahlgewitter“ leicht überprüfen. Ebenso kann man nun die Prozeduren der Literarisierung oder Ästhetisierung, der Verdichtung und Modifikation der äußerlichen Vorgänge und psychischen Reaktionen genau beobachten. Ein Beispiel: Im originalen Kriegstagebuch hielt Jünger unter dem Datum des 25. August 1918 fest, der Bataillonskommandeur habe vor dem Antritt zum letzten, schon aussichtslosen Sturm zu den Kompanieführern gesagt: „Meine Herren, ich habe Ihnen eine traurige Mitteilung zu machen, wir greifen an.“ In den „Stahlgewittern“ aber heißt es, wie es sich für ein Heldenbuch gehört, „die ernste Mitteilung“.

Der Autor als Täter

Als „Tagebuch“ stehen die „Stahlgewitter“ in der Ich-Form. Das unterscheidet sie von den meisten anderen berühmten Kriegsbüchern. Henri Barbusse's „Le Feu“/„Das Feuer“ (1918) steht als „Tagebuch einer Korporalschaft“ weitgehend in

der Er- oder Wir-Form, und nur selten tritt der Erzähler ausdrücklich als „Ich“ in Erscheinung. Ähnliches gilt für Roland Dorgèles' „Les Croix de Bois“/„Die hölzernen Kreuze“ (1919) und für James B. Whartons „Squad“/„U.S.A. an der Front“ (1928), für Werner Beumelburgs „Gruppe Bosemüller“ (1929) wie für Remarques „Im Westen nichts Neues“ (1929).

Alle diese Bücher sind Romane, die nicht von einem Einzelnen, sondern von einer Korporalschaft oder Gruppe von Soldaten handeln, und dies hat weitreichende Konsequenzen nicht nur für die Konzeption, sondern auch für die Rezeption, insbesondere für die ethische Bewertung der Werke und ihrer Autoren. Die Romane genießen den Schutz der Fiktion: Das Geschehen gilt prinzipiell als erfunden; niemand betrachtet und inkriminiert den Autor oder Erzähler, wenn nicht besondere Indizien es nahelegen, als realen Täter. Zudem wird alles, was getan und erlebt wird, auf mehrere Personen verteilt, die vom Leser wie schon vom Erzähler mit unterschiedlicher Sympathie bedacht werden.

Jünger hingegen spricht immer im eigenen Namen und wird für alles, was er getan und gedacht hat, für Rühmliches und Unrühmliches, vom Rezipienten persönlich haftbar gemacht. Dies ist mit ein Grund für die heftigen Reaktionen von Verurteilung und Abscheu, die die „Stahlgewitter“ hervorgerufen haben und bis heute hervorrufen. Hier wird nicht geschrieben, dass Soldaten, die man nicht so genau kennt, sich mit scharf geschliffenen „Küchenmessern“ für den Kampf bestücken und auf dem Höhepunkt der Schlacht „in wilder Wut jubeln“ (Barbusse, „Das Feuer“). Hier schreibt einer, dass er selber von einer rauschhaften Vernichtungswut ergriffen wurde und mehrfach getötet hat, nicht nur in der Schlacht, in der das eigene Leben auf dem Spiel stand, sondern auch in Momenten, in denen er sich nicht in einer Sturm- oder Verteidigungssituation befand, sondern jener militärischen Logik gehorchte, die verlangte, dass der Feind bei jeder sich bietenden Gelegenheit vernichtet werden müsse.

Für den Rezipienten wird dies zur Herausforderung, weil er sich bei der Lektüre dieses nicht-fiktionalen „Tagebuchs eines Stoßtruppführers“, dessen Verfasser mit Namen und Dienstgrad für die Wahrheit des Berichts bürgt, in ganz anderer Weise als bei den romanhaften Darstellungen mit der mörderischen Realität des Krieges auseinandersetzen muss: Der Berichterstatter oder Erzähler steht nicht nur als Zeuge oder als Ankläger vor dem Rezipienten, sondern als Akteur oder Täter, und verlangt als Zeitgenosse oder – nach seinem Tod – als Autor von Rang Stellungnahme. Diese gestaltet sich, wenn man nicht gleich den ersten Impulsen zur Ablehnung und Verurteilung folgt, sondern historische und situative Gerechtigkeit walten lassen will, nicht einfach.

„Hier schreibt einer, dass er selber von einer rauschhaften Vernichtungswut ergriffen wurde und mehrfach getötet hat.“

Auch hierfür ein Beispiel: Im Kapitel „Der Somme-Rückzug“ schildert Jünger die Eliminierung eines englischen Soldaten, die nicht etwa durch eine von diesem ausgehende Bedrohung geboten war, sondern nur durch die militärische Logik, die die Vernichtung des Gegners unter allen Umständen verlangte:

„Am Vormittag schlenderte ich durch meinen Graben und sah [...] einen Engländer, der hinter der dritten feindlichen Linie über Deckung ging und sich in seiner khakibraunen Uniform scharf vom Horizont abzeichnete. Ich riss dem nächsten Posten das Gewehr aus der Hand, stellte Visier sechshundert, nahm den Mann scharf aufs Korn, hielt etwas vor den Kopf und zog ab. Er tat noch drei Schritte, fiel dann auf den Rücken, als ob ihm die Beine unter dem Leib fortgezogen wären, schlug ein paarmal mit den Armen und rollte in ein Gratenloch, aus dem wir durch das Glas noch lange seinen braunen Ärmel leuchten sahen.“

Auf den ersten Blick erscheint dieser Vorgang als ein Akt monströser Boshaftigkeit. Und doch zeigt die internationale Kriegsliteratur – etwa die ebenfalls in Ich-Form geschriebenen Kriegserinnerungen des englischen Dichters Robert von Ranke-Graves („Good-Bye to All That“, Strich drunter“, 1929) –, dass dergleichen zur ganz „normalen“ Brutalität jener Zeit gehörte. Was Jüngers Bericht von diesen wie von anderen Kriegsdarstellungen jedoch abhebt, ist der Umstand, dass er sich selber als Tötenden zeigt und dass er den Blick nicht von den Opfern nimmt – aber nicht, um sich daran zu weiden, wie ihm Kritiker vorwarfen, sondern um sich den Folgen des eigenen Handelns mit ganzem Bewusstsein zu stellen.

Poetisch und sachlich zugleich

Die „Stahlgewitter“ sind einerseits von der Absicht bestimmt, einen persönlichen „Heldenbericht“ und zugleich ein „Heldengedenkbuch“ für die Gefallenen zu schreiben; dem entspricht die heroische Diktion, die durch die Tradition der großen europäischen Heldenepen von Homer über die Isländer-Sagas bis zu Ariosts „Orlando furioso“ inspiriert ist. Andererseits wollte Jünger aber auch, wie er im Vorwort zur Erstausgabe ausdrücklich sagt, „sachlich“ darstellen, „was ein Infanterist als Schütze und Führer während des großen Krieges [...] erlebt und was er sich dabei gedacht hat“. Dem verdankt sich der realistische Zug der „Stahlgewitter“, der sich in einer ungewöhnlichen Präzision der Schilderungen nicht nur der äußerlichen Vorgänge, sondern auch der psychischen Reaktionen und Befindlichkeiten zeigt.

Charakteristisch für die „Stahlgewitter“ ist daneben die Tendenz, die Dinge durch Metaphorisierungen („Wellen des Angriffs“) und Vergleiche („wie eine Sturmflut“) anschaulich zu machen und in ihrer emotionalen Wirkungs-

kraft zu steigern. Dies wurde oft als Ästhetisierung kritisiert, die den wahren Charakter des Krieges verschleierte und beschönigte, indem sie ihn nicht als böses Menschenwerk zeige, sondern als erhabenen Naturvorgang erscheinen lasse. Allerdings hat diese Kombination aus sachlicher und poetischer Darstellungsweise auch Bewunderer gefunden, nicht zuletzt in Erich Maria Remarque, der sich für seinen Roman „Im Westen nichts Neues“ an den „Stahlgewittern“ schulte und sie 1928 sowohl für ihre sachliche Präzision als auch für ihre emotionale Eindruckskraft rühmte.

Jünger hat sein Kriegsbuch von 1920 bis 1978 sechsmal überarbeitet, sodass es in sieben leicht divergierenden Fassungen vorliegt. Von bemerkenswerter inhaltlicher Bedeutung war die zweite Überarbeitung, die zur dritten Fassung von 1924 führte. Mit ihr versuchte Jünger, der im Krieg völlig unpolitisch geblieben war und keinerlei Chauvinismus hegte, seinem „Kriegserlebnis“ einen politischen und näherhin nationalistischen Sinn zu geben, indem er behauptete, in diesem verlustreichen und schließlich verlorenen Krieg sei ihm die Bedeutung der Nation aufgegangen, für die zu kämpfen und zu sterben nicht umsonst gewesen sei und nicht umsonst sein werde. Bei der dritten Überarbeitung in den Jahren 1930 bis 1933, die zur vierten Fassung von 1934 führte, hat Jünger diese nationalistischen Einfügungen wieder gestrichen, weil er die „Stahlgewitter“ der propagandistischen Verwendung durch die Nationalsozialisten möglichst entziehen wollte.

Unterschiedliche Lesarten

In der wirkungsreichen Fassung von 1924, in der die „Stahlgewitter“ einer breiteren Öffentlichkeit bekannt wurden, ist das Buch also dreifach motiviert (heroisch, sachlich, nationalistisch), was auch zu einer Kombination unterschiedlicher Nomenklaturen und Redestile führte. Aus all dem resultierte ein außerordentlich nuancenreiches Kriegsbuch, dessen Lektüre sehr unterschiedliche Eindrücke und Urteile hervorrief. Es war bezeichnenderweise ein schweizerischer, vom Krieg gleichsam abgehaltener Offizier, der 1921/22 in der „Allgemeinen Schweizerischen Militärzeitung“ zweimal darauf hinwies, dass die „Stahlgewitter“ aufgrund ihrer „lebendigen“ und psychologisch eindringlichen Darstellung der Kriegserfahrung bestes „Bildungsmaterial“ für angehende Offiziere seien. Ähnliches stand auch in deutschen Militärblättern, und in der Zeitschrift „Deutsches Volkstum“ wurden die „Stahlgewitter“ 1924 und 1926 als Manifestation eines heroischen und bellizistischen Nationalismus gefeiert. Auch diese Indizierungen blieben im Bewusstsein haften und bestimmten, durch die Literaturgeschichtsschreibung aktualisiert, die Einschätzung der „Stahlgewitter“ noch in späteren Jahrzehnten.

Indessen ist die nationalistisch-bellizistische Rezeptionsweise nicht die einzige, ja nicht einmal die eindeutig überzeugende. Eine genauere Sichtung der Wirkungszeugnisse

„Die Urteile zu Jüngers Kriegsbericht könnten unterschiedlicher nicht ausfallen: Den einen gilt er als kriegsverherrlichend, den anderen als Anklage gegen den Krieg.“

ERNST JÜNGER'S STORM OF STEEL

THE TOOLS OF WAR

HELMUTH KIESEL

Ernst Jünger, born in Heidelberg in 1895, volunteered for military service immediately at the start of World War I and was quickly promoted to lieutenant. Following a number of deployments as leader of an assault detachment – which drew a great deal of attention – and a final, severe injury in late August 1918, Jünger was awarded the highest Prussian war decoration “Pour le Mérite”. He kept a diary in which he described his impressions of trench warfare and the battles of attrition at the Western Front. His resulting report *Storm of Steel* (In *Stahlgewittern*, 1920) is – next to Erich Maria Remarque’s novel *All Quiet on the Western Front* (Im Westen nichts Neues, 1928/29) – the most well-known German war book.

Jünger revised *Storm of Steel* six times in order to add more detail and optimise his style, but also, as he said, to bring the existential meaning of his war experience into greater focus. These revisions were influenced by the historical and political changes between 1920 and 1978, which prompted Jünger to reconsider his attitude to World War I and to war in general. *Storm of Steel* is therefore not only a unique document of a man’s four-year stint in the trenches, it also chronicles the same man’s lifelong struggle to come to grips with the war and his own role in it.

The author tracks the revisions in detail and documents the impact history of this frequently shocking book, often labelled “notorious” or “controversial” in Germany. What is surprising is that around 1930, left-wing and pacifist intellectuals in particular saw *Storm of Steel* as a book with the potential to promote pacifist ideas. ●

PROF. DR. HELMUTH KIESEL joined Heidelberg University in 1991 as professor of modern German literature with a focus on literary modernism. Before transferring to Heidelberg, he was a guest lecturer in St. Louis/ Missouri (USA) and held his first chair at Bamberg University. Professor Kiesel's research focuses on German literature during and between the two world wars (1914–1945) in a European context. In 2010 he published Ernst Jünger's *Kriegstagebuch 1914–1918* (War Diary 1914–1918), followed in 2013 by a historical-critical edition of *Storm of Steel*, the book that is based on Jünger's war diary. His work on the two editions was supported by the Fritz Thyssen Foundation.

Contact: helmuth.kiesel@gs.uni-heidelberg.de

“Storm of Steel documents author Ernst Jünger’s lifelong struggle with his experiences during World War I. Jünger revised his book six times, not just for reasons of style, but also to reflect his own changing attitude towards war.”

aus der Zeit um 1928, in der die „Stahlgewitter“ im Zuge einer allgemeinen Renaissance von Weltkriegs-Literatur erhöhte Aufmerksamkeit fanden, führte zu dem erstaunlichen Ergebnis, dass Jüngers Werk ausgerechnet von linken und pazifistischen Intellektuellen als ein gegen den Krieg gewendetes Buch gewertet wurde. Erich Maria Remarque sagte 1929 in einem Interview mit der Pariser Zeitschrift „Revue d'Allemagne“, er finde, dass die Bücher von Ernst Jünger und Ludwig Renn „einen noch größeren pazifistischen Einfluss ausüben als alle anderen“. Johannes R. Becher, Mitglied der KPD und Vorsitzender des Bundes Proletarisch-Revolutionärer Schriftsteller, schrieb im Vorwort zu einer BPRS-Anthologie über den Krieg:

„In ‚Stahlgewittern‘ ist das unbarmherzigste, das brutalste und nackteste Kriegsbuch. Um so wertvoller für uns, dass es von einem Offizier, einem Kriegsbejäger, geschrieben ist. Daran ändert auch nichts der ‚Nationalismus‘, für den es zeugen soll, denn diese Gesinnung wirkt schemenhaft und aufgeklebt.“

Der jüdisch-deutsche Rechtsanwalt Paul Levi, der nach der Ermordung von Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg kurzfristig Vorsitzender der KPD gewesen war und ab 1924 der SPD-Fraktion des Reichstags angehörte, äußerte 1930 im Berliner „Tage-Buch“, einer linksbürgerlichen Zeitschrift für Politik und Kultur:

„Den Schrecken des ganzen Erlebens [im Krieg] hat vielleicht keiner so geschildert, kaum ist eine furchtbare Anklage gegen den Krieg geschrieben als dieses Buch eines Mannes, der zum Kriege ‚positiv‘ eingestellt ist.“

Hans Sochaczewer, ein damals bekannter jüdisch-deutscher Schriftsteller, der 1929 einen Roman über „Menschen nach dem Kriege“ vorgelegt und zu dessen Vorbereitung die nationalistische Literatur studiert hatte, schrieb im Juli 1931 in der Zeitschrift „Die Literatur“:

„Ich habe gefunden, dass die Werke des begabten Nationalsozialisten [was falsch ist: Jünger war kein Nationalsozialist! H. K.] Ernst Jünger am meisten pazifistisch wirken [...]. Bei allem Grauen, das aus den Büchern etwa der Remarque, Köppen, Frey den Leser befällt; den Wunsch ‚Nie wieder Krieg!‘ können gerade die Erzählungen des Ernst Jünger und seiner Kameraden eingeben.“

Wandelnde Motive

Die „Stahlgewitter“ sind nicht nur ein Dokument der Erfahrung des Ersten Weltkrieges; sie sind auch ein Dokument einer lebenslangen Auseinandersetzung mit dieser Erfahrung und mit diesem Dokument. Jünger hat die „Stahlgewitter“ nicht nur aus stilistischen Gründen sechsmal überarbeitet, sondern auch, weil sich seine Haltung gegenüber dem Krieg änderte. Bis in die dreißiger

Jahre hinein betrachtete er den Krieg als ein produktives Mittel der geschichtlichen Auseinandersetzungen. Danach verschärfte sich sein Blick für die destruktiven Wirkungen, die er nun auch nicht mehr in Abrede stellte, sondern zu bedauern begann.

Auf signifikante Weise zeigt sich dies in der Überarbeitungsgeschichte der „Stahlgewitter“: In keiner der ersten fünf Fassungen findet sich das Wort „Trauer“, und in einem anderen Kriegsbuch, dem 1925 erschienenen „Wäldchen 125“, stellte Jünger mit Blick auf die großflächige Verwüstung der nordfranzösischen und flandrischen Front-Gebiete fest, angesichts des geschichtlichen Kampfes, der hier ausgetragen werde, müsse man „die Trauer verbannen, denn Äcker werden wieder bestellt, Dörfer wieder gebaut und Menschen mehr gezeugt, als nötig sind“. In den Tagebüchern hingegen, die Jünger im Zweiten Weltkrieg schrieb, verwendete er die Vokabeln „Trauer“ und „Tristitia“ mehrfach, um seinen emotionalen Zustand angesichts des neuen Krieges zu beschreiben. Und schließlich bekannte er sich auch mit den „Stahlgewittern“ zur Trauer: Bei der fünften Bearbeitung um 1959, die zur sechsten Fassung von 1961 führte, stellte sich in der Erinnerung an einen von Jünger getöteten englischen Offizier das Wort „Trauer“ ein. Im Kapitel „Die Große Schlacht“ heißt es dort:

„Der Staat, der uns die Verantwortung abnimmt, kann uns nicht von der Trauer befreien; wir müssen sie austragen. Sie reicht tief in die Träume hinab.“ ●